

Interkulturelle Gärten

Einblicke in eine transkulturelle Projektinnovation¹

DR. CHRISTA MÜLLER

ist Soziologin und hat die Urban-Gardening-Bewegung in Deutschland und ihre frühe Form der Interkulturellen Gärten von Anfang an forschend begleitet. Sie leitet die »anstiftung« in München, die als Forschungseinrichtung und Förderstiftung die urbane Gartenbewegung in Deutschland unterstützt und erforscht.

<http://www.anstiftung.de>

In den Debatten um Flucht und Asyl spielen die Alltagsrealitäten von MigrantInnen oft nur eine untergeordnete Rolle. Mit den Interkulturellen Gärten entstand eine Projektinnovation, die einen konstruktiven Umgang mit kultureller Differenz erprobt und damit bis heute als praktische Antwort auf die unkomplexen Zusätzungen der Einwanderungsdebatte gilt. Der Beitrag zeigt die historische Entwicklung der Interkulturellen Gärten auf und beleuchtet ihre unterschiedlichen Dimensionen.

Der Ansatz der Interkulturellen Gärten entwickelte sich aus migrantischen Lebenswelten heraus und antwortet auf die gesellschaftliche Tendenz zur Ausgrenzung sozial produktiv. In Interkulturellen Gärten bauen Menschen mit und ohne Zuwanderungsgeschichte aus unterschiedlichen sozialen Schichten Obst und Gemüse an, tauschen Saatgut und Zubereitungsformen aus, halten Honigbienen, bauen Insektenhotels und Brotöfen aus Lehm und entwickeln kultursensible Umweltbildungskonzepte. Vor allem aber produzieren sie wechselseitige Anerkennung. Die Ressourcen, die die Menschen mitbringen, werden zum Ausgangspunkt für selbstbestimmte Prozesse des Ankommens und somit auf konstruktive Weise genutzt.

Die Topographie eines typischen Interkulturellen Gartens sieht eine Gemeinschaftsfläche vor, wo gemeinsam gegessen und gefeiert wird und auf der die Kinder spielen. Sie nimmt in der Regel ein Drittel der Gesamtfläche ein. Gerade den in beengten Verhältnissen lebenden GärtnerInnen dient sie häufig auch als Wohnergänzungsräum im Freien. Auf den restlichen zwei Dritteln der Fläche werden zwischen 10 und 100 Quadratmeter große Parzellen ohne Zäune für den Gemüseanbau angelegt.

Die allermeisten Gartenprojekte funktionieren selbstorganisiert. Bezahlte Stellen gibt es nur in seltenen Fällen. Die Grundstücke stellen zumeist Stadtverwaltungen oder Kirchengemeinden zur

Verfügung. Seit einigen Jahren erproben auch Museen, Theater und Universitäten das gemeinschaftliche Gärtnern.

Zwar haben viele urbane Gemeinschaftsgärten heute inter- und transkulturelle Dimensionen (Müller 2011), aber in einem Interkulturellen Garten sind der gewollt artifizielle Charakter des »Zusammenwürfels« von Menschen unterschiedlicher Herkünfte und die bewusste Betonung der Unterschiede Programm. Der Alltag ist keineswegs immer konfliktfrei, aber das demokratische Design dieser Sozialräume stellt klare normative Vorgaben bereit, etwa durch die Hervorhebung in der Satzung, dass niemand wegen Geschlecht oder Herkunft diskriminiert werden darf. Auf die Satzung eines demokratischen Vereins können sich alle berufen, sie ist folglich ein konkreter Leitfaden für das Miteinander in einem heterogenen Feld.

Zur Geschichte der Interkulturellen Gärten

Der »Prototyp« der Interkulturellen Gärten entsteht 1996 in Göttingen. Dort sitzen bosnische Flüchtlingsfrauen im Beratungszentrum für Flüchtlinge zusammen. Die Sozialarbeiterin stellt ihnen eine folgenreiche Frage: »Was vermissen Sie am meisten in Deutschland?« Die Antwort der Frauen lautet: »Unsere Gärten.« Viele hatten zu Hause große Gemüsegärten und ernährten damit ihre Familien. (Müller 2002, S. 16). Einige Zeit später beginnt

eine Gruppe von bosnischen, persischen, deutschen, kurdischen, irakischen, äthiopischen und afghanischen Frauen und Männern zu gärtnern.

»Der Austausch auf räumlicher und institutioneller Ebene führt dazu, dass die GärtnerInnen ihr Viertel mit neuen Augen sehen – mit den Augen derjenigen, die mitgestalten.«

Der äthiopisch-deutsche Agraringenieur Tassew Shimeles, den das Migrationszentrum als Projektleiter engagiert, entwickelt gemeinsam mit der kurdisch-deutschen Vereinsgründerin Najeha Abid und vielen anderen aus der Praxis selbst heraus das transkulturell ausgerichtete Konzept der »Internationalen Gärten«. Sich über die die kulturell unterschiedlichen Zugänge zu Natur und Agrarkultur Bewusstsein zu verschaffen, wird zur Methode, um eine gemeinsame Sprache zu finden. (ebd. S.73ff.)

Die meisten Menschen versuchen, Samen und Pflanzen aus ihren Herkunftsregionen zu bekommen. Oft stellen sie fest, dass die Pflanzen sich trotz anderer klimatischer Bedingungen entwickeln und auf die neuen Verhältnisse einstellen. Das Wiedererkennen ruft Erinnerungen wach, die neu verknüpft werden. So können Interkulturelle Gärten auch biographische Ankerpunkte sein.

Die in München ansässige *anstiftung* hat den Verein Internationale Gärten Göttingen von Anfang an begleitet und unterstützt. Als gemeinnützige Stiftung verbindet die *anstiftung* Forschung mit einer gezielten Vernetzungs- und Förderpraxis, die sich aus einer kontinuierlichen Auseinandersetzung mit den Projekten und ihrem jeweiligen methodischen Vorgehen ergibt.

Nachdem eine empirische Begleitstudie der *anstiftung* über die Internationalen Gärten Göttingen erschienen war (Müller 2002), nahm das Interesse am Projekt erkennbar zu: Kirchengemeinden, Stadtverwaltungen, Migrationszentren und Einzelakteure aus allen Teilen Deutschlands wollten wissen, welche Schritte zum Aufbau eines Interkulturellen Gartens notwendig sind. Der ehrenamtlich geführte Verein in Göttingen war mit der Viel-

zahl der Anfragen schnell überfordert. Die *anstiftung* übernahm in Kooperation mit dem Göttinger Verein den Aufbau eines sukzessive entstehenden bundesweiten

verschenken oder tauschen können. Sie erfahren sich als produktiv, großzügig und souverän. Nicht zuletzt aus diesem Grund sind Gärten sind geeignete Orte für die Produktion sozialer Anerkennung: Sie setzen nicht bei den Defiziten, sondern bei den Kompetenzen der Beteiligten an. Einige der Akteure aus Interkulturellen Gärten sitzen heute in Integrationsbeiräten der Städte, diskutieren über die interkulturelle Sensibilisierung von Gesundheitseinrichtungen oder gründen Selbsthilfegruppen im Themenfeld Gesundheit und Ernährung. (vgl. Baier 2013)

Allerdings funktioniert kein Garten »einfach so«, hier treffen nicht nur unterschiedliche Sprachen aufeinander, sondern auch verschiedene soziale Milieus. Allen Projekten stellt sich die anspruchsvolle Aufgabe, Gemeinsames *trotz* der vielen Unterschiede zu entdecken. Der Rahmen erleichtert das Vorhaben: Zusammen ein Stück Land gestalten, das Eigene wachsen sehen und ins Verhältnis zum Anderen setzen, sich austauschen über das Wachstum der Pflanzen wie über die eigenen Fort- und Rückschritte – das sind die Möglichkeiten, die ein Garten bietet. (vgl. Werner 2008)

Dazu gehört, dass Gemeinschaftsgärten der weniger privilegierten Stadtbevölkerung einen Naturzugang offerieren. Die Frage der Umweltgerechtigkeit ist eng mit der Frage der sozialen Gerechtigkeit verknüpft. Viele der in Interkulturellen Gärten aktiven Menschen verfügen über geringe Einkommen, leben an stark befahrenen Straßen und in beengten Wohnverhältnissen, einige auch in Containern in Asyl-

Netzwerkes, das sich ab 2003 mit dem ersten bundesweiten Netzwerk treffenden in Berlin formierte. Damals trafen sich die ersten vier Gartenprojekte; 2019 verzeichnet die *anstiftung* in ihrer Datenbank rund 650 urbane Gemeinschaftsgärten, darunter knapp die Hälfte explizit Interkulturelle Gärten.² Auch in Österreich (2007) und in der Schweiz (2009) gründeten sich Zusammenschlüsse von Interkulturellen Gärten, die in der Anfangsphase von der *anstiftung* beraten wurden.

Produktion sozialer Anerkennung

In einem Interkulturellen Garten verhandeln Akteure aus vielen Herkunftsländern ihre jeweils eigene Wirklichkeit mit der von anderen täglich neu. Das, was dabei an geteilter Wirklichkeit entsteht, wird reflektiert und neu betrachtet.

»In einem Interkulturellen Garten verhandeln Akteure aus vielen Herkunftsländern ihre jeweils eigene Wirklichkeit mit der von anderen täglich neu.«

Dekonstruiert wird dabei zugleich ein ideologisches Verständnis von Integration, das primär konformes Verhalten adressiert, zugunsten eines facettenreichen Wechselspiels von Inklusion und gesellschaftlicher Transformation.

Was Interkulturelle Gärten auszeichnet, ist ihre konsequente Subsistenzorientierung. Die Menschen bringen nicht nur ihre Kenntnisse ins Spiel, sie erwirtschaften auch materielle Überschüsse, die sie

bewerberunterkünften. Unterprivilegierte Migrantinnen und Migranten, Erwerbslose und prekär Arbeitende teilen zudem die Erfahrung geringer gesellschaftlicher Wertschätzung. (vgl. Heitmeyer 2010) Im Zuge des Umbaus des Sozialstaates, der Ausdifferenzierung der Arbeitsmärkte und einer restriktiven Einwanderungspolitik in den europäischen Großstädten ist einer wachsenden Zahl von Menschen der Zugang zu materiellen Ressourcen, zu

Bildung, aber auch zu Natur verwehrt. Hier ersetzen Interkulturelle Gärten definitiv keine Sozialpolitik, können aber für die Betroffenen neue Türen öffnen.

Praktiken der Raumaneignung

Für viele ist die eigene Parzelle der Ausgangs- und Rückzugspunkt, von dem aus sie sich den halböffentlichen Raum des Gartens nach und nach aneignen können – und von da aus dann die weitere Umgebung in Form von Exkursionen, Besichtigungen, Kooperationen und Vernetzungstreffen mit anderen Gartenprojekten. Vor allem aber werden die Gärten schnell zu produktiven Räumen im jeweiligen Stadtteil. Da sie in der Regel nicht von Zäunen umgeben sind, verlaufen die Übergänge von der Parzelle ins Stadtviertel fließend. In vielen Gärten werden die Quartiere entweder von Anfang an bewusst in den Aufbau des Gartens einbezogen oder nach und nach erschlossen.

Garten und Nachbarschaften profitieren voneinander und der Austausch auf räumlicher und institutioneller Ebene führt dazu, dass die GärtnerInnen ihr Viertel mit neuen Augen sehen – mit den Augen derjenigen, die mitgestalten. Insfern verändern sich nicht nur die eigenen Parzellen, die umgegraben und immer wieder neu bepflanzt werden, auch das Stadtviertel verändert sich in der Wahrnehmung. Hat etwa eine Gärtnerin an den Verhandlungen um einen Wasseranschluss teilgenommen, ein Stadtteilfest mitorganisiert, Gäste bewirkt und diese durch den Garten geführt, wird die nähere und weitere Umgebung zum Beziehungsgeflecht. Man trifft sich auf der Straße, man grüßt sich, man wechselt ein paar Worte. Menschen, die womöglich lange Zeit in Flüchtlingsunterkünften oder auch in der Isolation der Erwerbslosigkeit verbracht haben, erlangen im Viertel Sichtbarkeit. Wenn Bürgermeister oder VertreterInnen von Migrationseinrichtungen zu Besuch in den Garten kommen, sind sie keine InstitutionenvertreterInnen mehr. Sie lassen sich bewirken von dem, was die Leute gekocht oder gebacken haben, Grenzen lösen sich – zumindest temporär – auf.

Dabei gewinnen nicht nur die Einzelnen, sondern auch das Ganze, denn die Stadtgesellschaft ist auf Beiträge aus allen Milieus angewiesen. In einer Filmstudie über den Interkulturellen Garten in Aalen kommt eine junge Frau aus Aserbaidschan zu Wort. Sie erzählt von einem Fotowettbewerb, der im Garten veranstaltet wurde.

Ihr Foto von einer Schnecke gewann den ersten Preis. Freudestrahlend berichtet sie der Kamerafrau von ihrem Konterfei in der Zeitung:

»Viele Leute kennen mich wegen dieses Fotos. Das ist schön für mich«, sagt sie lächelnd. (Haide 2016, Min. 06:10)

Und ein Gärtner indischer Herkunft mittleren Alters berichtet vor der Kamera: »Früher fühlte ich mich wie ein Fremder. Kein Platz zu gehen, wohin zu gehen? Seitdem ich den Garten habe, fühle ich mich mit beiden Füßen auf dem Boden. Ich habe nun einen Platz, wo ich jemanden einzuladen kann.« (ebd., Min 07:03)

An den Aussagen der beiden wird die zentrale Bedeutung der Produktion symbolischen Kapitals in Interkulturellen Gärten deutlich. Anna Mittelsten Scheid stellte in ihrer qualitativen Untersuchung des »Kulturgartens« in Lüneburg fest, dass das GärtnerInnen als solches für viele gar nicht das zentrale Motiv für die Teilnahme am Projekt ist. In einer qualitativen Inhaltsanalyse konnte die Umweltwissenschaftlerin zeigen, dass die Begriffe »GärtnerInnen« und »Pflanzen« in den Erzählungen der Aktiven lediglich auf 48 Nennungen kamen, die Begriffe »zusammen« und »gemeinsam« aber auf 93, sowie die Begriffe »Sprache« und »sprechen« auf 90. (Mittelsten Scheid 2017, S. 24)

Durch das gemeinschaftliche Tätigsein wird es nach und nach möglich, Differenzen und Gemeinsamkeiten auszudrücken, zu deuten und wertzuschätzen. Dabei können sich in der individuellen Wahrnehmung durchaus auch hierarchische Verhältnisse verflüssigen; z.B. das zwischen einer Akademikerin, die keine Erfahrung mit Gartenbau hat, und einem Analphabeten, der ein Experte in ökologischer Bodenbearbeitung ist. Die Erfahrung von eigener Kompetenz in einem Setting, das mit öffentlicher Aufmerksamkeit bedacht wird, öffnet den Raum für neue Erfahrungen – dies gilt eben nicht nur für das Individuum, sondern auch für den öffentlichen Raum, der einer kontinuierlichen Demokratisierung bedarf.



Interkultureller Stadtteilgarten in Hannover; Foto: Cornelia Suhan.

Anmerkungen

- (1) Dieser Artikel erschien in einer Langfassung auf Französisch als: Müller, Christa: Jardins interculturels: regards sur un projet transculturel innovant en Allemagne. In: In Situ. Revue des Patrimoines, 37/2018: Paris.
- (2) <https://anstiftung.de/urbane-gaerten/gaerten-im-ueberblick> ■

Literatur

- Baier, Andrea** (2013): Wie soll man gesund sein, wenn man keine Arbeit hat? Gesundheit und soziale Ungleichheit. Erfahrungen einer Frauengruppe mit einem Gesundheitsprojekt. Bielefeld: transcript
- Haide, Ella von der** (2016): Eine andere Welt ist pflanzbar, Teil 5. Urbane Gemeinschaftsgärten in Deutschland. Dokumentarfilm/DVD, 55 Min. München: anstiftung
- Heitmeyer, Wilhelm** (2010): Deutsche Zustände. Folge 10. Berlin: Suhrkamp
- Mittelsten Scheid, Anna** (2017): »Langsam, langsam also sind wir also eine Familie, die Kulturgärten heißt« – Wie die Forderung nach Integration von Teilnehmer*innen eines interkulturellen Gartenprojekts in Lüneburg verhandelt wird. Bachelorarbeit, Leuphana Universität Lüneburg
- Müller, Christa** (2002): Wurzeln schlagen in der Fremde. Die Internationalen Gärten und ihre Bedeutung für Integrationsprozesse. München: oekom
- Müller, Christa** (Hg.) (2011): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München: oekom
- Werner, Karin** (2008): Interkulturelle Gärten als Sozialräume der Mikro-Integration. München: Skripte zu Integration und Nachhaltigkeit: Stiftung Interkultur/anstiftung